

Monika Feth • Der Scherbensammler

cbt



DIE AUTORIN

Monika Feth wurde 1951 in Hagen geboren, arbeitete nach ihrem literaturwissenschaftlichen Studium zunächst als Journalistin und begann dann, Bücher zu verfassen. Heute lebt sie in der Nähe von Köln, wo sie vielfach ausgezeichnete Bücher für Leser aller Altersgruppen schreibt. Der sensationelle Erfolg der »Erdbeerpflücker«-Thriller machte sie weit über die Grenzen des Jugendbuchs hinaus bekannt. Ihre Bücher wurden in über 20 Sprachen übersetzt.

Mehr über die Autorin unter www.monikafeth-thriller.de

Weitere lieferbare Titel bei cbt:

Der Erdbeerpflücker (30258)

Der Mädchenmaler (30193)

Der Schattengänger (30393)

Der Sommerfänger (30721)

Teufelsengel (30752)

Das blaue Mädchen (30207)

Fee – Schwestern bleiben wir immer (30010)

Nele oder Das zweite Gesicht (30045)

Monika Feth

Der Scherben- sammler

Thriller

cbt



cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage
Sonderausgabe Juni 2012
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2007 cbt, München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagfoto und -konzeption: init.büro für
Gestaltung, Bielefeld
st · Herstellung: CZ
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
ISBN: 978-3-570-30814-1
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Alles geschieht nur einmal,
aber dieses eine Mal für immer.
Henry Miller

Aus: Henry Miller, Land der Erinnerung



Es war, als hätte sie sich in ihrem Innern ein Nest gebaut. Als säße sie darin versteckt, sicher und geborgen, während draußen ihr Körper weiter funktionierte. Dunkel war es hier drinnen. Warm. Weich. Sie hatte keinen Hunger und keinen Durst, empfand keine Schmerzen und keine Traurigkeit.

Irgendwer hatte die Kontrolle übernommen. Das war beruhigend. Irgendwer fühlte sich immer verantwortlich. Sie ließen sie nicht im Stich. Zusammengekauert in ihrer Höhle, schloss sie die Augen und horchte auf die Stille. Für eine Weile war alles gut.

*

»Bis morgen dann!« Tilo Baumgart sah von den Unterlagen auf und verabschiedete seine Sekretärin mit einem zerstreuten Lächeln. Er war damit beschäftigt, die Notizen der letzten Sitzung zu vervollständigen. Der Patient hatte ihn erregt angebrüllt und die Sitzung vorzeitig abgebrochen. Beim Hinausgehen hatte er mit voller Wucht die Tür hinter sich zugeschlagen.

Der erste Schritt. Er hatte so viel Vertrauen gefasst, dass er loslassen und Gefühle zeigen konnte. Tilo war zufrieden. Er hatte schon gar nicht mehr darauf zu hoffen gewagt.

»Viel Spaß!«, rief er Ruth hinterher, weil ihm eingefallen war, dass sie ja ihre Tochter zu Besuch haben würde. Das Mädchen lebte beim Vater. Ruth holte sie an jedem zweiten Wochenende zu sich und manchmal auch für ein paar Stunden zwischendurch.

Anscheinend hatte Ruth ihn nicht mehr gehört, denn sie antwortete nicht. Ihre Absätze klackerten über den Flur, dann war es ruhig. So ruhig, dass Tilo sich zum ersten Mal an diesem Tag entspannte.

Gähmend schaute er auf die Uhr. Seltsam. Eigentlich müsste Mina längst hier sein. Mit achtzehn Jahren war sie die jüngste seiner Patientinnen. Seit Beginn der Therapie vor zwei Jahren hatte sie keinen Termin versäumt und sich nie verspätet. Verwundert schob er die Papiere in den Hefter, trug ihn ins Nebenzimmer und ordnete ihn in die Kartei ein. Dabei fiel sein Blick auf Ruths Schreibtisch.

Er war ein Spiegel ihrer Persönlichkeit. Der üppige Blumenstrauß in der Vase. Das Foto ihrer kleinen Tochter. Der rote Stein, den sie als Briefbeschwerer verwendete. Die Ansichtskarte aus Irland, die an der Schreibtischlampe lehnte. All das war Ruth. Ein freundliches Durcheinan-

der (Ruth nannte es *kreatives Nebeneinander*) von Dingen.

Tilo kehrte in sein Zimmer zurück, setzte sich auf seinen Stuhl, legte die Füße auf den Schreibtisch und schloss die Augen. Er liebte die Augenblicke, die ihm ganz allein gehörten, die wenigen Minuten zwischen den Terminen. Träge sah er sich um.

Er nannte seine Räume nicht gern *Praxis*. So wie er die Menschen, die ihn hier aufsuchten, nicht gern *Patienten* nannte. Er hatte sich oft andere Begriffe überlegt, doch auch die hatten nicht standgehalten. Die Menschen, die er therapierte, waren in ihrer Vielschichtigkeit unmöglich über einen Kamm zu scheren. Sie waren ihm fast immer lieber als die angeblich Gesunden draußen, ehrlicher, offener, selbst wenn sie sich versteckten. Sie waren zutiefst aufrichtig in ihrem Bemühen, der Welt mit all ihren Ängsten zu begegnen, ohne sich vollends der Panik zu überlassen.

»Du liebst jeden von ihnen«, hatte Imke neulich zu ihm gesagt. »Und ab und zu liebst du den einen oder andern noch ein bisschen mehr.«

Als Schriftstellerin konnte sie gar nicht anders, als genau zu beobachten. Manchmal merkte Tilo, dass er ihr gegenüber vorsichtig wurde. Menschen, Dinge und Situationen waren für Imke oft hauptsächlich Material für ihre Bücher. Er hatte nicht vor, zu einer ihrer Figuren zu werden. Und noch weniger wollte er, dass einer seiner Patien-

ten es wurde. Nach einem letzten Blick auf die Uhr griff er nach dem Telefon. Mina würde nicht mehr kommen. Er hatte Imkes Nummer gespeichert. An erster Stelle. Die Taste war schon abgegriffen, die Beschriftung verblasst.

»Thalheim.«

Sie meldete sich immer mit einem leise fragenden Unterton in der Stimme. Als wartete sie auf irgendwas. Oder irgendwen? Er lächelte. Das fehlte noch, dass er auf einmal anfing, eifersüchtig zu werden.

»Ich habe gerade an dich gedacht«, sagte er.

»Wie schön.«

Ihre Stimme hatte sich augenblicklich verwandelt, war zärtlich geworden und ein klein wenig atemlos.

»Soll ich dich heute zu einem fulminanten Abendessen ausführen?«, fragte er.

»Wenn du Frauen mit fulminanten Pfunden begehrenswert findest.« Sie lachte leise. Ihre Figur war einwandfrei. Sie konnte es sich leisten, damit zu kokettieren.

»Ich liebe jedes Pfund an dir«, sagte er, und das stimmte. Diese Frau hatte sein Leben auf den Kopf gestellt. Morgens beim Abschied freute er sich schon aufs Wiedersehen. Die meisten Abende und Nächte verbrachte er inzwischen bei ihr. Nur manchmal zog es ihn noch in seine Wohnung. Ab und zu brauchte er ein paar Stunden des Alleinseins, um sich daran zu erin-

nern, dass es auch abseits von Imke Thalheim noch ein Leben gab.

»Bist du fertig für heute?«, fragte sie.

»Ja. Mein letzter Termin ist geplatzt.« Er klemmte das Telefon zwischen Schulter und Ohr und fing an, seine Tasche zu packen. »Ich mache mich gleich auf den Weg.«

»Ich freu mich auf dich«, sagte sie und beendete das Gespräch.

Immer hatte sie das letzte Wort. Doch auch das liebte er an ihr. Er öffnete das Fenster und sah hinaus. Draußen verglühte der Sommer. Eine schwarze Katze räkelt sich auf den warmen Steinen am Brunnen. Das Wasser plätscherte. Plötzlich hatte Tilo große Lust, sich Imke zu schnappen und für ein paar Tage ans Meer zu fahren. Einfach so. Spontan, unvernünftig und abenteuerlich. Aber da war der Terminkalender. Da waren seine Patienten. Und außerdem war Imke nicht die Frau, die sich schnappen und ans Meer entführen ließ. Seufzend machte er das Fenster zu und griff nach seiner Tasche. Er hatte jetzt zwei Jahre nonstop durchgearbeitet. Vielleicht sollte er das Abendessen nutzen, um Imke einen ersten gemeinsamen Urlaub schmackhaft zu machen. Der Gedanke beflügelte ihn. Pfeifend schloss er die Praxis ab und durchquerte beschwingt den langen, angenehm kühlen Flur.

*

Überall war Blut. Auf dem Boden. An der Wand. An ihren Schuhen. Ihren Kleidern. Entsetzt starrte sie ihre Hände an.

Rot. Klebrig.

Es ließ sich nicht abreiben. Trotzdem fuhr sie wieder und wieder über ihre Jeans. Bis ihr die Hände brannten.

Ein Fenster. Sie musste ein Fenster öffnen! Mühsam rappelte sie sich auf. Jeder Knochen im Leib tat ihr weh. Tief atmen. Sauerstoff in die Lungen schaffen. Kraft sammeln.

Und Mut.

Sie hatte keine Ahnung, wo sie war und warum sie in diesem Zimmer auf dem Boden gekauert hatte. Vor allem aber wusste sie nicht, woher das Blut kam. All das rote, glitschige Blut.

Ihr wurde schwindlig. Sie stützte sich an der Wand ab, bemerkte entsetzt, dass sie schwache rote Abdrücke auf der weißen Tapete hinterließ. Stöhnend setzte sie einen Fuß vor den andern und folgte dem Licht, das sie zu einem Fenster führen musste.

Vielleicht war das ein Traum. Und sie steckte darin fest. In einem seltsam eindrücklichen Traum, der ihr vorgaukelte, dies hier sei die Wirklichkeit. Sie konnte fühlen, hören, Farben sehen. Waren Träume farbig? Oder nur schwarz-weiß?

Hastig riss sie das Fenster auf. Nahm wahr, dass eine Pflanze zu Boden fiel und der Über-

topf mit einem Knall in Scherben ging. Und dann lehnte sie sich hinaus und sog gierig die frische Luft ein.

*

Ich hatte das Geschirr in die Spülmaschine geräumt und mir einen Eimer Seifenwasser geholt, um die Tische abzuwischen. Alles, was mit Küche und Speisesaal zu tun hatte, roch für mich gleich und erinnerte mich an Krankenhaus.

Es war ein muffiger, abgestandener Geruch, der hartnäckig an jedem Gegenstand zu haften schien, erst recht an dem warmen, feuchten Putzlappen. Wenn ich mit dem Dienst fertig war, hatte sich dieser Geruch auch in meinen Kleidern verfangen und in meinem Haar. Er lag sogar auf meiner Haut. Ich konnte abends nicht schnell genug unter die Dusche kommen.

Die Tische waren immer völlig versaut. Die meisten alten Leute waren nicht mehr in der Lage, die Hände ruhig zu halten. Manche mussten gefüttert werden. Ab und zu verschluckten sie sich und spuckten beim Husten das Essen umher. Sie warfen ihr Glas oder ihre Tasse um. Zogen eine Kleckerspur, wenn sie sich Gemüse oder Kartoffeln nahmen.

Heute hatte es zum Abendessen Brot mit Aufschnitt und Käse gegeben. Dazu Tomatensalat. Und Tee in allen Variationen. Besonders beliebt waren Kamille, Fenchel und Pfefferminz. Und

schwarzer Tee. Doch der war am Abend nicht mehr erlaubt.

Ich arbeitete gern hier. Schon vor dem Abi hatte ich mich um eine Stelle bemüht. Mir war immer klar gewesen, dass ich ein freiwilliges soziales Jahr machen wollte. Und ich hatte immer gewusst, dass ich mich am liebsten um alte Menschen kümmern würde.

Meine Großmutter behauptet, das sei mein Helfersyndrom. Sie ist ein großartiger Mensch, fit und vital und mit einer dermaßen spitzen Zunge ausgestattet, dass sie glatt ein zu Boden segelndes, hauchfeines Seidentuch damit spalten könnte.

Das mit dem Helfersyndrom ist natürlich Quatsch. Es ist einfach spannend, sich ein Jahr lang auszuprobieren. Außerdem mag ich alte Leute. Keine Ahnung, warum. Es war schon immer so.

Vielleicht ist ein Heim für Demenzkranke nicht jedermanns Geschmack, aber ich hatte es auf Anhieb sympathisch gefunden. Das *St. Marien* war klein und familiär. Dreiundfünfzig Bewohner, von denen fünfzehn an Alzheimer litten, der Rest an anderen Formen von Demenz. Der älteste Bewohner war achtundneunzig, die mit Abstand jüngste Bewohnerin, eine krasse, traurige Ausnahme, siebenundvierzig Jahre alt.

Es war eine neue Welt für mich, und die Erfahrungen, die ich hier sammelte, taten mir gut.

Das hatte sogar meine Mutter inzwischen eingesehen, nachdem sie lange versucht hatte, mich von diesem Job abzuhalten.

»Du bist jung. Freu dich deines Lebens«, hatte sie gesagt. »Hast du in letzter Zeit nicht genug durchgemacht?«

Das hatte ich allerdings, doch ich hatte auch großes Glück gehabt. Zweimal war ich in Todesgefahr geraten und beide Male hatte ich überlebt. Ich hatte das Gefühl, von diesem Glück einen Teil abgeben zu müssen.

Der leere Speisesaal strahlte etwas Trauriges aus. Das Stimmengemurmel und die Geräusche waren verstummt. Die Bewohner hatten sich zurückgezogen. Die meisten gingen früh ins Bett. Viele von ihnen würden später, wenn alles schlief, durch das Haus geistern. Sie waren wie Katzen, verdösten die Tage und wurden in der Nacht lebendig.

Hinter mir hörte ich leise Schritte. Ich drehte mich um und sah Frau Sternberg zwischen den Tischen umherwandern. Sie wirkte ängstlich und schaute immer wieder über die Schulter zur Tür.

»Kann ich Ihnen helfen, Frau Sternberg?«

Ich legte das Putztuch beiseite und trat langsam auf sie zu. Sie kannte mich mittlerweile gut genug, um nicht schon beim Klang meiner Stimme in Panik zu geraten, trotzdem hob sie die Hand, um mich zu stoppen. Sie konnte körperliche Nähe nicht ertragen.

»Da draußen.« Sie blickte beunruhigt zum Fenster. »Es wird bald dunkel.«

»Soll ich Sie nach oben bringen?«, fragte ich. »Wir machen das Licht an. Dann ist es in Ihrem Zimmer schön hell.«

Sie hörte mich nicht. »Die Nacht ist gefährlich«, flüsterte sie. »Vor allem bei diesem vielen Schnee.«

Dabei neigte sich der August gerade erst seinem Ende zu. Der Sommer schien noch einmal sämtliche Kräfte zu bündeln. Es war in den vergangenen Tagen so heiß gewesen, dass man bei der kleinsten Bewegung in Schweiß ausgebrochen war.

»Kommen Sie, Frau Sternberg.« Ich nahm behutsam ihren Arm. Sie wehrte sich nicht und überließ sich meiner Führung.

Es gab hier überall gemütliche Nischen, in die sich die Bewohner zurückziehen konnten. Sie waren mit alten Möbeln ausgestattet, die Wände mit alten, gerahmten Fotos geschmückt. Auf den Tischen lagen ausgebleichene Klöppeldecken. Hier stand eine vorsintflutliche Nähmaschine, da ein hölzernes Schaukelpferd von früher.

All diese Dinge waren aus einem bestimmten Grund angeschafft worden. Demenzkranke haben die Fähigkeit verloren, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Sie kennen sich auch in ihrem Leben nicht mehr aus, vergessen die

Namen ihrer Angehörigen, können die Wochentage, die Monate und Jahre nicht unterscheiden und fürchten sich vor ihrem eigenen Spiegelbild.

Aber sie erinnern sich an die Zeit ihrer Kindheit. An einen Zustand des Geborgenseins. Und hier im Heim versuchte man, diese Kindheit mit Möbeln, Bildern und antiquarischen Büchern wieder heraufzubeschwören.

Die Heimbewohner blieben selten in ihren Zimmern. Meistens kamen sie herunter und kuschelten sich in einen der altmodischen Plüschessel, hörten die Musik von früher und fühlten sich für einige kostbare Momente sicher.

»Ich muss nach Hause«, sagte Frau Sternberg. »Mein Mann wartet aufs Essen.« Aber sie wehrte sich nicht gegen meine Hand, die ihren Arm hielt und sie zum Fahrstuhl lenkte. »Er hätte längst eine Beförderung verdient. Er ist so fleißig.«

Ich nickte. Das Erste, was man hier lernte, waren ein paar wichtige Umgangsregeln. Zum Beispiel durfte man die Bewohner nicht dadurch verwirren, dass man sie in die Gegenwart zu zerren versuchte. Man musste dort auf sie zugehen, wo sie sich gerade befanden, an irgendeinem Punkt in ihrer Vergangenheit.

»Bestimmt«, sagte Frau Sternberg, »wird er noch mal Bundeskanzler. Oder Papst.«

Herr Sternberg war Mitte achtzig. Er besuchte seine Frau, sooft es ihm möglich war. Sie

erkannte ihn längst nicht mehr. Der Ehemann, an den sie sich in seltenen Momenten erinnerte, war jung. Sternbergs hatten drei Kinder, die sich hier nie blicken ließen. Sie kamen im Leben ihrer Mutter nicht mehr vor und das hielten sie nicht aus.

Frau Sternberg hasste den Fahrstuhl. Aber die Treppe war für sie unüberwindlich. Während wir nach oben fuhren, bewegten sich ihre Lippen wie bei einem stummen Gebet. Sobald sich die Tür öffnete, drängte sie hinaus.

»Als wär man lebendig begraben.«

Jetzt schaute sie mich direkt an, was sie nur ganz selten tat. Meistens wich sie dem Blick ihres Gegenübers aus. Ihre Augen waren überraschend blau. Ich konnte mir plötzlich vorstellen, wie sie als junges Mädchen ausgesehen haben musste.

Neben den Zimmertüren waren Körbe an den Wänden angebracht. In ihnen befanden sich Kuschtiere, Massagebälle, Wollknäuel, Stifte. Demenzkranke stöbern gern. Sie öffnen fremde Türen, betreten fremde Zimmer, durchwühlen Schränke und Schubladen. Die Körbe sollten das verhindern. In ihnen durften sie nach Herzenslust kramen. Herausnehmen, was sie wollten. Es gehörte zu meinen Aufgaben, die später überall herumliegenden Sachen wieder in den Körben zu verstauen.

In ihrem Zimmer setzte Frau Sternberg sich in

den Sessel und band sich die Schuhe auf. »Mama hat mich ins Bett geschickt«, flüsterte sie, »weil ich ein böses Mädchen war.« Ihre Mundwinkel bebten. Gleich würde sie anfangen zu weinen.

Ich hockte mich neben sie und nahm ihre Hand. Sie war lang und knochig. Zwischen den dicken blauen Adern lag die Haut wie fleckiges Pergament. Ein Hauch von Kölnisch Wasser stieg mir in die Nase.

»Alles ist wieder gut«, sagte ich leise. »Alles ist gut.«

Sie entspannte sich allmählich, lehnte sich zurück und schloss die Augen. Kurz darauf war sie eingeschlafen. Ich deckte sie mit einer Wolldecke zu und verließ auf Zehenspitzen das Zimmer, um in den Speisesaal zurückzukehren. Ich musste mich beeilen, wenn ich rechtzeitig zu Hause sein wollte. Merle und ich hatten einen Filmabend geplant. Sie hatte versprochen, ein paar schöne DVDs auszuleihen und sich ums Essen zu kümmern. Seit ich diesen Job hatte, verbrachten wir viel zu wenig Zeit miteinander.

»Das werden wir ändern«, murmelte ich und legte mich ins Zeug. Wenn ich so weitermachte, würde ich mit meinem Tempo beim Tischabwischen irgendwann ins Guinnessbuch der Rekorde kommen. Ich grinste vor mich hin und freute mich auf den Feierabend.

*

Sie kannte diese Wohnung nicht. Sie hatte keine Ahnung, wie sie hergekommen war. Sie drehte sich um.

Eine Küche. Dampfschwaden hingen in der Luft. Auf dem Herd stand ein Kessel mit kochendem Wasser. Anscheinend schon eine ganze Weile. Nicht mehr lange und er würde anbrennen und mit der Herdplatte verschmelzen. War denn niemand hier?

Sie ging hin und drehte den Schalter. Er klackte leise und sie zuckte bei dem Geräusch zusammen.

»Ruhig«, flüsterte sie. »Ganz ruhig.«

Es nützte nichts. Ihre Nerven lagen bloß. Sie musste hier raus. Sie konnte nicht in all dem Blut hocken bleiben und abwarten, was geschehen würde.

Schritt für Schritt näherte sie sich der Tür. Ihre Nackenhaare sträubten sich. Die Härchen an ihren Unterarmen stellten sich auf. Sie spürte die Gänsehaut, die sie überrieselte, sogar im Gesicht. Es kostete sie alle Kraft, sich vorzubeugen und einen Blick in den Flur zu werfen.

Ein hellgrauer Teppichboden, weiße Wände. Und der Geruch von Blut. Fast meinte sie, das Blut schmecken zu können. Es schien in ihre Nasenlöcher eingedrungen zu sein und sich von da aus in ihrem ganzen Körper auszubreiten.

Rote Abdrücke auf den Wänden. Rote Fußspuren auf dem Teppichboden.

Drei Türen. Alle standen offen. An allen musste sie vorbei. Um rauszukommen. Raus. Nur raus.

Sie schluckte. Trocken. Schmerzhaft. Versuchte, sich zu räuspern, um sich mit ihrer Stimme Mut zu machen. Aber kein Laut kam aus ihrer Kehle.

Und dann tat sie den ersten Schritt.

*

Merle ließ Wasser in eine Glasschüssel laufen, um die Trauben darin zu waschen. Erst gestern hatte sie gelesen, wie stark Trauben mit Pestiziden belastet waren. Vielleicht sollten sie ganz aufhören, Trauben zu essen. Vielleicht. Vielleicht sollten sie irgendwann überhaupt anfangen mit dem Vernünftigsein.

Donna und Julchen strichen ihr maunzend um die Beine. Sie hatten ihr Trockenfutter nicht angerührt. Warum auch, wenn sie nur ein bisschen zu betteln brauchten, um Fleisch zu bekommen. Angewidert füllte Merle Dosenfutter in zwei Schalen. Als Tierschützerin würde sie niemals das Fleisch von Tieren essen, aber bis jetzt war es ihr noch nicht gelungen, auch die Katzen zu Vegetariern zu erziehen (oder wenigstens einen Versuch in diese Richtung zu unternehmen). So etwas kostete Nerven und Zeit. Von beidem hatte sie gerade mal genug, um ihr Leben in den Griff zu kriegen.

Merle hatte nach dem Abi beschlossen, ein Jahr lang zu jobben. Wenn sie nicht gerade mal wieder Beziehungsstress hatten, half sie Claudio in seinem Pizzaservice aus. Sie engagierte sich mehr als zuvor in ihrer Tierschutzgruppe, organisierte Aktionen und nahm selbst daran teil. Sie brachte die aus den Versuchslaboren befreiten Tiere bei privaten Pflegestellen unter, koordinierte ihre weitere Vermittlung und die Betreuung der Pflegefamilien und übernahm zusätzliche Dienste im Bröhler Tierheim.

»Und ihr liegt den ganzen Tag auf der faulen Haut.« Sie stellte die Futterschalen auf den Boden und sah zu, wie Donna und Julchen sich darüber hermachten.

Sie liebte die Katzen und konnte sich ein Leben ohne sie gar nicht mehr vorstellen. Gäbe es die Tierschutzgruppe nicht, wären Donna und Julchen wahrscheinlich längst tot. Merle konnte sich noch gut daran erinnern, wie ausgemergelt und heruntergekommen die beiden gewesen waren, als man sie aus einem Labor geholt hatte. Nur Haut und Knochen, die Augen glanzlos, das Fell struppig und stumpf.

Inzwischen waren sie richtige Schönheiten geworden. Und selbstbewusste Persönlichkeiten. Die Erinnerung an das Elend, das sie erlebt hatten, zeigte sich nur noch in ihrer extremen Scheu fremden Menschen gegenüber.

Merle warf einen Blick auf die Uhr. Noch eine

Stunde, dann würde Jette nach Hause kommen. Zeit genug, den Abend in aller Ruhe vorzubereiten. Sie stellte den Rotwein in den Kühlschrank, obwohl er da zu kalt werden würde. Sie mochten ihn gern so. Zum Teufel mit den Gepflogenheiten der feinen Küche.

Sie deckte den Tisch mit Kerzen und Servietten und stellte den Strauß kleiner Sonnenblumen, den sie unterwegs gekauft hatte, in die Mitte. Sie machte einen Salat und ordnete den Käse auf einem großen Pizzateller an. Sie schnitt das Baguette und legte die Scheiben in den Brotkorb.

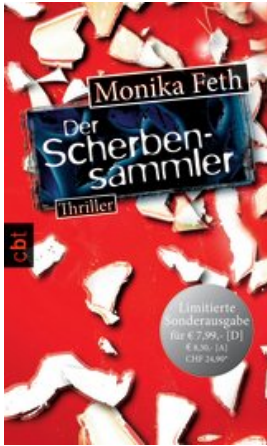
Als alles fertig war, setzte sie sich hin und las noch einmal in Ruhe den Brief von Ilka und Mike.

Wenn euch mein verlassenes Zimmer nervt, schrieb Mike, vermietet es ruhig, solange wir weg sind. Bringt euch immerhin ein bisschen Geld und das könnt ihr ja bestimmt gut brauchen.

»Ach was, vermieten«, murmelte Merle. »Wer weiß, wen wir uns da ins Haus holen würden.«

Mike und Ilka hatten die Messlatte verdammt hoch gelegt. Niemand konnte ihnen das Wasser reichen.

Brasilien ist faszinierend, schrieb Ilka. Ich habe sogar wieder angefangen zu malen. Wenn wir zurückkommen, bringe ich meine Zeichnungen und Bilder mit. Dann werdet ihr es mit eigenen Augen sehen.



Monika Feth

Der Scherbensammler

Taschenbuch, Flexobroschur, 512 Seiten, 9,0 x 15,0 cm
ISBN: 978-3-570-30814-1

cbt

Erscheinungstermin: Mai 2012

Minas Vater, das Oberhaupt eines streng religiösen Zirkels, wird ermordet. Während Mina ins Fadenkreuz der Ermittlungen gerät, ist Jette von ihrer Unschuld überzeugt. Auf der Suche nach dem wahren Täter gibt sie sich selbst in tödliche Gefahr ...